

Schiller 2005

*Beiträge von
Friedrich Dieckmann und
Norbert Oellers*

PF

Weimarer Schillerverein
Weimar
Deutsche Schillergesellschaft
Marbach am Neckar

Friedrich Dieckmann Schiller, umrissweise

Der hinter Klischees verborgene Dichter

Schiller in der Sicht des einundzwanzigsten Jahrhunderts – das ist eine waghalsige Anforderung; das Jahrhundert steht ja erst in seinem fünften Jahr. Wie es vor Schiller bestehen wird, ist nicht abzusehen; vielleicht erleichtert man es ihm, wenn man einige Schlagworte in Augenschein nimmt, mit denen schon ältere Zeiten sich den Blick auf diesen Autor verstellten haben, indem sie es sich zu leicht mit ihm machten. Sie gehen auch heute noch um, zuweilen durch den Hinweis ergänzt, es gelte, den Dichter ›vom Sockel zu holen‹, als ob dieser, außer auf alten und selten wohlgeratene Denkmälern, heute noch auf einem solchen stünde. Thorvaldsen in Stuttgart, Rietschel erst in Dresden, später in Weimar haben Schiller bildhauerisch standgehalten, danach niemand mehr, auch der ältere Begas in Berlin nicht. Das Maß, das jene beiden gesetzt hatten, war einfach zu hoch, hinzu kam: der Nach-48er-Generation war Schiller im Grunde nicht mehr fassbar; sie behalf sich mit einem Gestus der Verklärung oder der Heroisierung, der die Gegenbewegung geradezu provozierte.

Ist er den heute Jungen fassbar, die sich in einer Welt grenzenloser Freiheiten und grenzüberschreitender Zwänge finden? In einer etikettierungssüchtigen Medienwelt wird Schiller gern mit dem Schildchen des Freiheitsdichters versehen. Sogleich kommt ein anderes Klebeschildchen dazu; als Pathetiker deklariert es einen Dichter, dessen spätere Stücke etwa so beginnen: »Vater, es wird nicht gut ablaufen, / bleiben wir von dem Soldatenhaufen« (NA 8,9),¹ oder: »Spät kommt Ihr – Doch Ihr kommt! Der weite Weg, / Graf Isolan, entschuldigt Euer Säumen.« (NA 8,59) Dass dies eine einprägsame Wendung ist, auf die Alltagswelt übertragbar, da aus der Alltagswelt genommen, wird für Pathos gehalten; dabei ist es gerade das Unpathetische solcher und anderer Verse, ihr Absehen vom hohen Ton, von der hermetischen Gebärde, was sie dazu qualifiziert hat, sprichwörtlich zu werden. »Es lächelt der See, er ladet

zum Bade« (NA 10,131), das ist wirklich nicht besonders pathetisch; gerade darum sagt es sich so leicht, wenn man selbst gerade ins Wasser springen will.

Ein drittes Klischee will wissen, Schiller habe im Theater eine moralische Anstalt gesehen. Das ist ein Irrtum, an dem er selbst nicht unschuldig ist, insofern er einem kulturpolitischen Vortrag aus seiner Mannheimer Zeit achtzehn Jahre später den Titel gab *Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet*. Der Autor mochte damit rechnen, dass man seinen Text lesen und das der Überschrift eingepflanzte Komma nicht überlesen werde; diese Überschrift besagt lediglich, dass er in *diesem* Text – und nicht etwa schlechthin – das Theater als eine moralische Anstalt betrachte. Aber nicht einmal das stimmt; die Worte *moralisch* und *Anstalt* kommen in dem Text nirgendwo vor. Zuvor zieht der Autor in Betracht, dass Lustspiel und Trauerspiel – dieses »durch Rührung und Schrecken«, jenes »durch Scherz und Satire« (NA 20,94) – auf das Verhalten des Zuschauers einwirken, doch er kommt zu dem Schluss, dass »Molières Harpagon noch keinen Wucherer besserte« und »Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstrassen nicht viel sicherer machen wird« (NA 20,95). Die Wirkung der Schaubühne erkennt er vor allem darin, »den Menschen mit dem Menschen bekannt« (NA 20,97) zu machen, als »ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele« (NA 20,95).

Der Autor ist in diesem frühen Text nichts weniger als ein auf das Theater verirrter Moralist. Allerdings türmt er Gründe auf, um den »Großen der Welt«, dieser »merkwürdigen Klasse von Menschen« (NA 20,97), die finanzielle Förderung stehender Bühnen schmackhaft zu machen; *Was kann eine stehende Schaubühne eigentlich wirken?* lautete der Titel des Erstdrucks. Nur im Theater, sucht der Redner die Machthaber zu bestechen, hörten sie Weisheit, nur dort sähen sie den Menschen; er rühmt den Anteil der deutschen Bühne daran, dass »Menschlichkeit und Duldung [anfangen], der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden« (NA 20,97).

Der Theatermann Schiller zeigt sich in dieser Rede durchaus als Pragmatiker, darauf bedacht, alle Stände mit Gründen für das Theater einzunehmen; auch in dieser Hinsicht kann das heutige Theater von ihm lernen. Denn es wird auf die Dauer nicht genügen, den Etatgewaltigen

dieser Welt die Förderung des Theaters vor allem damit zu begründen, dass dieses um seiner selbst willen existiere, da es nun einmal zur Kultur gehöre und eben dies – um seiner selbst willen da zu sein – das Wesen von Kultur sei. Wenn die Freiheit der Kunst deren einziger Inhalt geworden ist, dann wird sie sich selbst zum Verschwinden gebracht haben, aus Mangel an Kunst und aus Mangel an Inhalten.

Wie pragmatisch Schiller auf die Bühne blickt, zeigt auch sein Umgang mit den eigenen Stücken. Wenn er den Text als in Buchform gedruckten in Sicherheit gebracht hat, zögert er nicht oder nur vorübergehend, sich auf die besonderen Anforderungen einzulassen, die Zensurbedingungen und jene ihnen vorgreifenden Rücksichten, die man gelegentlich innere Zensur nennt (als ob das Bestreben, sich vor einem direkten Zensureingriff sicherzustellen, ein inwendiger Vorgang sei), dem jeweiligen Theater auferlegen – in Mannheim andere als in Leipzig und in Hamburg und Riga wieder andere; man lebte in jeder Hinsicht im Föderalismus. Was ihn zu solcher Nachgiebigkeit nötigt, ist schon die Existenzform des freischaffenden Schriftstellers, die die abhängigste ist, die man sich vorstellen kann, erst recht, wenn der Urheberschutz in den Kinderschuhen steckt. Wenn der Verfasser den Stückschluss nicht selbst nach den Erfordernissen der politischen Gegebenheiten und des jeweiligen Publikums (das lässt sich nicht immer unterscheiden) modifiziert, dann, hat er erfahren, tut es ein anderer, und er selbst bekommt keinen Pfennig. In Hamburg kann man am Ende von *Dom Karlos* den Großinquisitor nicht auf die Bühne bringen? Dann lässt man die Szene notfalls weg oder – viel besser – man gibt der Figur einen andern Titel. »Ich weiß nicht zu bestimmen«, schreibt Schiller im Juni 1787 an Friedrich Ludwig Schröder, der sich die Uraufführung des *Karlos* gesichert hat, »wie weit in Hamburg die Toleranz geht. Ob z. B. ein Auftritt des Königs mit dem Großinquisitor statt finden kann. Wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie finden, wie viel mit ihm für das Stück verloren seyn würde. Weil ich es aber nicht aufs Ungewisse wagen wollte, so habe ich diesen Auftritt so angebracht, daß er ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun, wegbleiben kann. [...] Wenn nur Kleidung und Name Schwierigkeiten machten so verändern Sie Beides nach Gutbefinden. Gerne geb ich der *Schwachheit* diese Nebensachen preiss, wenn mir meine Contrebande dadurch erleichtert wird.« (NA 24,99)

⁶ Vgl. Friedrich Dieckmann, »Des allgewaltigen Willens Kür«. Napoleonisches beim alten Faust«, in: Michael Jaeger (Hrsg.), ›*Verweile doch* – Goethes ›*Faust*‹ heute, Deutsches Theater Berlin 2006, S. 93–182

⁷ Vgl. Friedrich Dieckmann, »Hilfsmittel wider die alternde Zeit. Über Schillers Gedicht *An die Freunde*«, in: F.D., *Hilfsmittel wider die alternde Zeit*, Leipzig 1990, S. 18–52.

Norbert Oellers Schiller in der Sicht des 21. Jahrhunderts

Das mir – wie auch den anderen Vortragenden – gestellte Thema ist nicht eindeutig: Soll ich sagen, was ich heute, nach fünf Jahren des 21. Jahrhunderts, von Schiller halte? Das wäre nicht sonderlich originell, lässt sich meine Einschätzung des Klassikers doch in jüngst erschienenen Publikationen mühelos nachlesen. Oder soll ich sagen, wie ich über die Flut der Schiller-Veröffentlichungen, die in den letzten anderthalb Jahren über uns gekommen ist, urteile? Da ich im Glashaus sitze, geht das auch nicht.

Also bis zum Beginn unseres Jahrhunderts sollte schon zurückgegangen werden. Soll ich berichten, wie Schiller in den letzten fünf Jahren in der Schule und auf den Universitäten, auf dem Theater und im Feuilleton und nicht zuletzt in der Literaturwissenschaft behandelt worden ist? Soll ich Wünsche für die nächsten 95 Jahre formulieren?

Ich habe mir gedacht: Das hier zur Diskussion gestellte Thema (»Schiller in der Sicht des 21. Jahrhunderts«) erlaubt (oder verlangt gar) die Ausweitung auf das ganze Jahrhundert, das heißt Überlegungen sollten angestellt werden, wie es weitergehen sollte, wie es weitergehen könnte: Hoffnungen, Erwartungen, Befürchtungen – Schillers andauernde Zeitgenossenschaft oder: das Ende eines Klassikers. Dem flüchtigen Blick in die Gegenwart soll sich also einer in die Zukunft anschließen. Doch, da der heutige Tag ein Resultat des gestrigen ist, und wir, wenn wir zu wissen wünschen, was jener will, erforschen müssen, was dieser gewollt hat (so hat es Heine in den *Französischen Zuständen* gesagt), ist es unerlässlich, auch in die Vergangenheit hinabzusteigen, nicht ins 19. Jahrhundert (das führte zu weit), aber ins letzte: Schiller im 20. Jahrhundert; ein skizzenhafter Überblick über einige wichtige (als ›zeittypisch‹ angenommene) Erscheinungen vornehmlich in gedruckter Form.¹

Darum zunächst ein rascher Rückblick, zur Erinnerung: Schiller gestern; danach ein Blick umher: Schiller heute; schließlich, aus den Erfahrungen der Gegenwart gewonnen, ein paar Bemerkungen ins Ungewisse: Schiller morgen, Bemerkungen, die für eine lebhaftige Diskussion gedacht sind. An

eine Interpretation Schillers war bei diesem Programm, das sich aus dem Thema der Veranstaltung ergeben hat, natürlich nicht zu denken.

Schiller vor 100 Jahren: Es ging längst nicht so turbulent zu wie 1859, als das ganze deutsche Volk in Aufruhr war, aber es wurden doch auf etwa 140 Gedenkveranstaltungen im ganzen Reich ebenso viele Festreden gehalten, nicht selten wurde die Erwartung geäußert, dass der Dichter, der mitgeholfen habe, Deutschland politisch zu einen, nun gebraucht werde, um »unser Volk auf dem Wege zu seiner fortschreitenden geistigen Einheit« anzuführen.² Die Säkularfeier zeitigte auch einigen wissenschaftlichen Ertrag: die 16-bändige, in Ansätzen kritische Säkularausgabe der Werke Schillers, daneben zahlreiche Monographien, von denen drei wenigstens genannt seien, weil ihnen ein jahrzehntelanger Erfolg beschieden war.

Der Posener Philosophieprofessor Eugen Kühnemann unternahm den Versuch, mit seiner Monographie *Schiller*, erschienen im Münchner Beck-Verlag (1927 in siebter Auflage), durch eine strikt neuidealistisch fundierte Deutung des Dichters, Historikers und Ästhetikers geistigen Strömungen der Jahrhundertwende (wie Relativismus, Skeptizismus und Materialismus), durch die er auch Schiller »bedroht« sah, entgegen zu wirken. – Noch erfolgreicher als Kühnemanns Opus war die – ebenfalls im Beck-Verlag herausgekommene – zweibändige Schiller-Biographie des Darmstädter Schulmanns Karl Berger, der durch seine sachliche, stets verständliche und ganz unideologische Darstellung ein breites Publikum erreichte und zwanzig Jahre hindurch immer wieder neu verlegt wurde. Schließlich das dritte erfolgreiche Buch des Festjahres 1905: Franz Mehrings *Schiller. Ein Lebensbild für deutsche Arbeiter* (von der Leipziger Buchdruckerei verlegt, 1923 in dritter Auflage; in der DDR mehrmals nachgedruckt), ein schmales Werk, in dem Schiller, insbesondere dem jungen, von einem marxistischen Parteistandpunkt die Rolle eines Klassenkämpfers zugewiesen wurde.

Und es gab 1905 nicht wenige Dichter, die Schillers Preis anstimmten, darunter die späteren Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann (mit einem schlechten Gedicht für eine Feier in Wien) und Thomas Mann (mit seiner Kurznovelle *Schwere Stunde*, die auch heute noch, gerade in diesem Jahr,

vielzitiert und vielgepriesen wurde, obwohl sie ein Schillerbild des 19. Jahrhunderts vermittelt: das des heroisch leidenden und sich gegen Goethe behauptenden Dichters).

Der Anstrengung von 1905 folgte die Ermattung. Im Schillerjahr 1909 kam es zu keinen nennenswerten Turbulenzen. An den Universitäten vollzog sich in dieser Zeit der Wandel von der positivistischen zur – wesentlich von Wilhelm Dilthey angeregten – geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft, und so geriet auch Schiller in eine neue Sicht, zunächst mit Fritz Strichs Schillerbuch von 1912 (der Hauptquelle übrigens für Thomas Manns *Versuch über Schiller* von 1955), später mit wichtigen Arbeiten von Ernst Cassirer (*Schiller. Freiheitsproblem und Formproblem in der klassischen Ästhetik*, 1916), Paul Böckmann (*Schillers Geisteshaltung als Bedingung seines dramatischen Schaffens*, 1925), Gerhard Fricke (*Der religiöse Sinn der Klassik Schillers*, 1927) u. a. Schiller wurde unter stil- und problemgeschichtlichen Aspekten zu einem Repräsentanten des von Hermann August Korff so genannten *Geists der Goethezeit*, der sich nur dem intuitiv erlebenden und verstehenden Rezipienten erschließt und der im Einzelnen mit der historischen Wirklichkeit nicht viel zu tun haben muss. Wichtig ist im Rückblick, dass diese Art der Literaturbetrachtung mit dem Credo einer strikt unpolitischen (und damit gesellschaftsfernen) Haltung verknüpft war, mit der Folge, dass schon vor 1933 faschistischen Ideologen ein weites Feld überlassen blieb. 1932 hatte Hans Fabricius mit seinem Machwerk *Schiller als Kampfgenosse Hitlers* einen nachhaltigen Erfolg, der ihn auch politisch, u. a. als Ministerialdirigenten im Reichministerium des Inneren, ins Licht der Öffentlichkeit führte (bis er am 28. April 1945 sein Ende fand). Gelegentlich gelang es auch, die im Grunde geistesgeschichtliche Orientierung mit Bekenntnissen zur »neuen Ordnung« des NS-Staates zu verbinden, am nachdrücklichsten vielleicht im Buch von Herbert Cysarz (1934), mit dem Machthaber wie zum Irrationalismus geneigte Schiller-Freunde gleichermaßen einverstanden waren.

Am 9. November 1934, am Vorabend des 175. Geburtstages Schillers, hielt Max Kommerell, einer der vorzüglichsten Literaturwissenschaftler seiner Zeit, den eilfertige Kritiker auch heute noch, weil sie es nicht besser wissen, in den Dunstkreis faschistischen Denkens zu rücken beliebten, in Bonn einen Vortrag *Schiller als Gestalter des handelnden Menschen*, in dem

© 2006 Deutsche Schillergesellschaft, Marbach am Neckar

Gesamtherstellung: Gulde-Druck, Tübingen

ISBN 10: 3-937384-22-7

ISBN 13: 978-3-937384-22-1